

Georg Christoph Tholen

**Hans-Dieter Bahr oder: Der Nicht-Ort der Utopie  
Eine kleine Rede zum 60. Geburtstag (1999)**

Lieber Hans-Dieter, liebe Oya, liebe Gäste,

La vie c'est ailleurs: Das Leben ist anderswo. Dieser Gedanke von Marcel Proust, der in der ‚Suche nach der verlorenen Zeit‘ von der Uneinholbarkeit der Vergangenheit durch die sie vergegenwärtigende Erinnerung spricht, handelt von einer Zäsur, die wehtut und doch das Denken erst freisetzt. Die Erinnerung an den einstigen Geschmack einer Madeleine in der Kindheit zeigt uns, dass das Gedächtnis trotz oder wegen seiner mimetischen Absicht, das Original zu ‚wiederholen‘, den erinnerten Gegenstand mit sich selbst unähnlich werden lässt.

Was hat es mit dieser rätselhaften Kluft zwischen Urbild und Abbild, die seit Platon die Philosophie in den Taumel des Staunens versetzte, auf sich? Ist diese unwillkürliche Differenz eine nur vorläufige oder gar trugbildnerische, von der der Geist der Wissenschaft sich zu entfernen hat? Hans-Dieters *Denkbiographie* kann im Gegenzug zu dieser These zeigen, dass diese Kluft oder Zäsur uns auf entscheidende Weise angeht, in allem, was wir ersonnen und erfunden haben: von der Esskultur über die technischen Geräte und Apparate bis zu den unbemerkten Verhaltensnormen, die aus vorübergehenden Gästen Eigene und Fremde bzw. Freunde und Feinde aussortiert haben, zum Leidwesen der Menschen; und in der Geschichte Deutschlands zugunsten einer Politik, die Heimat (Terra) mit Terror gleichsetzte. Dass diese Identifizierung bereits in Fichtes *Rede an die deutsche Nation* ihren unheilvollen Anfang nahm, hat Hans-Dieter mikrologisch beschrieben (*Die nationale Anschrift. Selbsterzeugung als Verzehr des Fremden*. In: *Fragmente* Nr. 32/33 [Von der Liebe zur Nation. Zur Politik kollektiver Identifizierung], Kassel 1990, S. 15-30).

Es ist also der seltsame gastliche Ort des ‚Dazwischen‘, den Hans-Dieter zu bestimmen versucht – in all seinen Arbeiten, auch schon in denen, die davon nicht expressis verbis handelten. Im ‚Gastmahl des Trimalchio von Petronius, einem Lieblingstext von Hans-Dieter, den er für sich Mitte der 70er Jahre - in seiner Bremer Zeit - in dem für ihn kargen Norden Deutschlands, entdeckt hatte, lösen Genuss und Völlerei, gebildete und witzige Reden, in einem bunten Durcheinander einander ab; ein ‚Aneinandervorbeireden‘, das gerade *als solches* – d.h. als eigensinnige Abweichung von der damals herrschenden Norm der Kommunikation, der die Sprache zu dienen habe (Habermas) - Hans-Dieter philosophisch interessierte. So erlauben Sie mir, verehrte Gäste, bevor wir uns im Genießen wieder verlieren, das erwähnte Denkmotiv im philosophischen Werk von Hans-Dieter in wenigen Minuten zu umschreiben.

Hans-Dieters Denkweg begann, wenn man sich an das Publierte hält, so etwa um 1968, einer Zäsur in der Zeitgeschichte Deutschlands, deren Ambiguität Hans-Dieter später in seinem eingestandenermaßen von wenigen oder zu wenig gründlich gelesenen Buch *Sätze ins Nichts. Ein Versuch über den Schrecken* (1985) auslotete: In der studentischen, situationistischen Revolte, an der Hans-Dieter sich ebenso beteiligte wie ich und die just in dieser ‚Hütte‘ hier (welche damals noch von keinem kunsthistorisch überbordendem bzw. überfrachteten Gartengesamtkunstwerk umgeben war) Blockaden der Bildzeitung und andere Sit-Ins ausheckte, blieb letztlich das komplexe Verhältnis von Gesetz und Gewalt, von Recht und Politik unbegriffen.

Das Schweigen der Väter und der Mief der 50er Jahre - psychohistorisch formuliert: der Mangel *artikulierter* Vorbilder einer Erwachsenengeneration, die sich im Jargon einer geschichtslosen und die unrühmliche Vergangenheit ausblendenden Innerlichkeit verschanzt hatte - wiederholte sich in verschobener Weise bei uns, der nachkommenden Generation, in einer Art Kurzatmigkeit des Protestes, der alsbald bei nicht wenigen Beteiligten in weltanschauliches Bekenntnis- und Gesinnungszwang („neo-kommunistische Parteien“ und RAF-Terroristen mit ihrem Prinzip des unbedingten Gehorsams) umzukippen begann.

Es handelte sich also - unterhalb der manifesten Programms – um die latente Form einer bekennerhaften Gemeinschaftlichkeit, die als beschworene ‚Volksgemeinschaft‘ doch kurz zuvor so viel Unheil angerichtet hatte. Das zu denken gebende Paradox ist dieses: der Gemeinschaftsmythos, von dem die hedonistisch aufbegehrende Generation sich zurecht abzusetzen versuchte, kehrte im Gebot eines sprach- und grenzenlosen ‚Wir‘ (J. L. Nancy) wieder, das die Schuld der Väter lückenlos wiedergutzumachen können glaubte.

Statt Eingedenken also dominierte Bekenntnis; statt Erzählung von traumatischen Wunden machte sich eine unartikulierte Verpflichtung auf weltanschauliche Übereinstimmung breit. Es ist die philosophisch erst Ende der 70er Jahre (im Übergang vom *Kursbuch* zum *Konkursbuch*) gerade auch hier in Tübingen begonnene Reflexion über die Gewalt von *Heil, Heilung und Holismus*, die Hans-Dieter ermutigte, das *theatrum bellicum* so zu durchdenken, dass der *Raum des Schauderns*, in dem man sich versetzt sieht, sobald man über den merkwürdigen Zusammenhang von *Territorium* und *Terror* ernsthaft nachdenkt, von einem *Raum des Lachens* her bestimmbar und dekonstruierbar wird, einem Raum, in dem die *Ästhetik des Schreckens* nicht das letzte Wort hat.

Was ist dieser Nicht-Ort der Utopie, den der eingangs zitierte Satz von Marcel Proust, das das Leben anderswo sei, literarisch umschreibt? Während Sie, verehrte Gäste, solch einen Satz vielleicht einfach so hinzunehmen pflegen oder gar für absurd erklären, weil doch das Leben hier und jetzt ‚im vollen Gange‘ sei, würde Hans-Dieter, wenn man ihn bitten würde, diesen rätselhaften Satz zu erklären, sich hinsetzen, d.h. sich an diesen Tisch zurückziehen, den Alltag und die Freunde vergessen, und ein Buch schreiben, bis das Rätsel gelöst wäre. Doch: wenn sodann dieses Buch nach drei Jahren erschienen wäre, würde Hans-Dieter in einer seltsamen Mischung aus leicht depressiver Bescheidenheit und aristokratischem Stolz – wie der bekannte Münchner Fußballtrainer gleichsam - sofort mitteilen: *ich habe fertig*, aber – so als wäre das gerade Geschriebene bereits wertloses Altpapier – sogleich verkünden: es gäbe da noch ein Problem, das von keinem Denker (vor ihm) gelöst worden sei! Und in der Tat: so unbescheiden sind dann die großen Fragen entstanden, die Hans-Dieter sich stellte: Was ist der Raum, was ist die Zeit, und – Motiv vielleicht seines Spätwerks – was ist die Animalität, von der der Mensch sich in seiner vorschnellen, humanistisch beschränkten Anthropologie abzusetzen glaubte?

Ein Philosoph ist jemand, der unaufhörlich Fragen stellt, dem Selbstverständlichen und seiner unbemerkten Gewalt misstraut. Hans Dieter ist dieses Fragen in radikalierter Gestalt. Das lässt ihn – lebensweltlich gesehen – zerbrechlich, manchmal auch eigenbrötlerisch erscheinen. Man hat ihm bzw. was in ihm an neuen Gedanken zur Sprache kommen will, zuzuhören. Dieser Preis, den man zu zahlen hat, will man ihn in seinem Denken in actu, in seiner gleichschwebenden Aufmerksamkeit gegenüber noch scheinbar geringfügigen Beobachtungen, kennenlernen, ist nicht zu hoch; wenn man zu verstehen beginnt, dass diese Aufmerksamkeit anscheinend nur in einer gewissen Einsamkeit gelingen kann.

Doch bei aller einseitigen Gesprächskultur, die sich während langer Spaziergänge in gemeinsames Aushecken zahlloser Projekte und Projektionen verliert, ist seine Denkarbeit

letztlich als Liebesbrief adressiert: an die Geliebte, an die platonischen Freunde und an den utopischen Horizont selbst, ohne den das Leben nicht lebenswert wäre. Man muss diese Fragilität und Zurückgezogenheit verstehen, will man seine Freundschaft mit ihm teilen – temporär oder auf Dauer. Oya weiß dies schon längst und beginnt, Hans-Dieters denkerische Behutsamkeit gegenüber dem Anderen so zu begleiten, dass Tradition und Wandel auch im alltäglichen Umgang miteinander sich versöhnen. Eine reizvolle Aufgabe, der ich selbst, einer seiner wohl ‚gelehrig‘ zu nennenden Schüler, seit dem Jahr 1969 gerecht zu werden versuchte, erst ständig, später dann eher gelegentlich, weil uns das akademische Schicksal in geographischer Hinsicht weit auseinander trieb.

Hans-Dieter also ist in seiner philosophischen Skepsis und seinem Forscherdrang stets sich selbst treu geblieben. Nur seine Gesundheit spielte nicht immer mit: ein Gedanke viertelstündlich = eine Zigarette: das geht an die Substanz! Während er vernünftig geworden ist, rauche ich weiterhin: selbstgedrehte Zigaretten, etwa 70 an der Zahl, täglich. Ernst Bloch soll ja auch immer geraucht haben, aber eben Pfeife. Er wurde sehr alt. Hans-Dieter studierte seine berühmten ersten beiden Sätze aus der *Tübinger Einleitung in die Philosophie*, die da programmatisch lauten: „Ich bin. Aber ich habe mich nicht.“ Hans-Dieter würde schon an dieser Textstelle, bevor Blochs berühmter dritte Satz „Darum werden wir erst“ folgt, einfügen: darum bleibe ich auf der Suche nach dem Nicht-Ort der Utopie.

Die Verweigerung der Vorstellung eines erfüllten Paradies hält jung (Sehen Sie selbst den Beweis: das Foto aus *Sätze ins Nichts*, das uns einen irgendwie knabenhaft gebliebenen Gesichtsausdruck präsentiert). Diese Knabenhaftigkeit oder Jugendlichkeit also verweist auf einen existentialistischen Zug im Denken und Leben Hans-Dieters, den Schüler, Geliebte und Ehefrauen bisweilen als eine gewisse Unzugänglichkeit erleben durften. Unschwer erkennt auch der psychoanalytisch Bewanderte hierin Spuren eines Schutzschirms gegenüber traumatisch erlebten Wunden, von denen ich hier aber keinesfalls sprechen werde. Eher schon davon, dass dieser Schutzschild in seiner sublimierenden Kraft Hans-Dieter eine unvergleichbare, anarchisch-wieselflinke Klugheit bescherte, eine spöttische List gegen alle Verhaltens- und Denkwänge, die er schon in der Schul- und Internatszeit aufmerksam registrierte. Dieser geistige (keineswegs vergeistigte) Atem, den auszubilden Hans-Dieter verstand, prädestinierte ihn zum Philosophen, der die unbegriffenen, machtgetränkten Zwänge des Alltags, der Institutionen und des Staates so befragte, dass in beinahe jedem Phänomen dessen Anders-Sein-Können sichtbar und hörbar wurde.

Zunächst aber hielt sich Hans-Dieter an der Ausdeutung des erwähnten dritten Satzes aus der Bloch'schen Einleitung in die Philosophie: „Darum werden wir erst.“ Hier im Gartenhaus – im Zeichen eines politischen und denkerischen Aufbruchs – interpretierte Hans-Dieter ihn in einem seiner ersten Aufsätze, also 1968 wie folgt: *„Leben an sich ist unmittelbar und bezuglos [...] Als Unmittelbarkeit ist es bloß dunkler Ursprung seiner selbst und zu sich distanzlos. Als Verneinung seines bloßen So-Seins ist es zugleich ein Nicht, das noch nicht in Erscheinung getreten ist [...] Das Noch-Nicht ist so in doppelter Weise ‚Erwartung‘: subjektiv gegenüber anderen Subjekten und Objekten, objektiv als die Möglichkeit in sich, anders werden zu können [...] es ist Möglichkeit in sich selbst wie Möglichkeit, verändert werden zu können und zugleich ist es eine Forderung sich selbst und seinem möglichen Anders-Sein-Können gegenüber, sich zu verändern.“* (Hans-Dieter Bahr, *Ontologie und Utopie*. In: *Praxis. A Philosophical Journal*, Heft 1 / 2, 1968, S. 165)

Von heute aus lässt sich unschwer in diesem Text eine hegelianische Hoffnung auf die Verwirklichung der Utopie heraushören. Das trotzig und aktionistisch gefärbte ‚Wir wollen es jetzt‘ der damaligen Generation war ja nicht nur falsch, ging es doch zurecht um die

Aufspaltung eines falschen Kontinuums, das in der eingangs erwähnten Innerlichkeit als Begleitmusik des ‚Wirtschaftswunders‘ geschichtsfern angebetet wurde – in Selbstvergessenheit gegenüber dem Nationalsozialismus und seiner Vernichtungspolitik. Negativ dialektisch gebrochen war also schon hier der fröhlich bejahende Voluntarismus, den Hans-Dieter auf seine Weise in einem anderen Aufsatz der nämlichen Zeitschrift, deren Titel, *Praxis*, für die kritische Intelligenz in jener Zeit emblematisch war, formulierte: *“Das trotzig ‚Dennoch‘ hat [...] ein weiteres Moment der ‚Unruhe des Werdens‘ der Geschichte in sich: den rebellischen Willen, der in der Möglichkeit einer anderen Wirklichkeit zum revolutionären werden kann.”* (Hans-Dieter Bahr, Historischer Materialismus in Hegels Geschichtsphilosophie. In: *Praxis*, Heft 1 / 2, 1971, S. 159)

Bleiben wir noch ein wenig in dieser Zeit, so dürfen wir nicht die hier schon beginnende Eigensinnigkeit in Hans-Dieters Geste des Philosophierens übersehen, und nicht ihre unglaubliche Produktivität. Hans-Dieter scheute sich nicht, auch wenn es vorderhand ums nötige Geldverdienen ging, die Kunst des Essays wiederzubeleben und in Gestalt von Radioessays und Hörspielen philosophische Themen zu ‚übersetzen‘, zu veranschaulichen: *Missgestalten. Über bürgerliches Leben* lautet die 1976 erschienene Textsammlung von Radioessays, deren Stil an vergleichbare von Kracauer, Benjamin, Adorno, Bloch u.a. anschloss. Doch wegen ihrer besonderen phänomenologischen Dichte, die Hans-Dieter bei zeitgenössischen Intellektuellen und ihrem bisweilen aufgespreizten Begriffsfetischismus (denken wir an das Unwort *Hinterfragen*) vermisste, entfaltet sich in diesen Essays eine ganz eigene ‚Zärtlichkeit für die Dinge‘ (W. Benjamin). Sie handeln von einem Museum für Spielwaren, an dem sich auch die Regeln des Warenspiels unserer Gesellschaft ablesen lassen, von der unheimlichen Architektur von Häusern bzw. kasernenartigen Hohlräumen, die den Begriff des Wohnens pervertieren, von maßgeschneiderten und doch bloß faltenlosen Anzügen, und von den Abgründen der Speisekarte, in denen sich die negative Dialektik von Geschmackskulturen eingegraben hat. Der letztgenannte Essay ist einer meiner Lieblingstexte. Er beruht auf einer wahren Gegebenheit, die ich hier verkürzt wiedergebe:

Hans-Dieter sitzt in einem Restaurant, etwas beleidigt abwartend, als der Hauptgang serviert wird. Was gibt es: „Jägerschnitzel“. Hans-Dieter, leicht angeekelt, lässt das Essen stehen und nimmt das Wort „Jäger-Schnitzel“ beim Wort: Er entdeckt, nachdem er eine Unzahl kulturhistorischer Handbücher der Küchenwissenschaften, die bis weit ins 16. Jahrhundert zurückgehen, gelesen hat, eine Art Verfallsgeschichte des Geschmacks. Zwischen Adornos *Minima Moralia* und Alain Corbins *Pesthauch und Blütenduft, Eine Geschichte des Geruchs* angesiedelt, geißelt seine *Metaphysik der Speisekarte. Marginalien zu einer Ästhetik des angenehmen Geschmacks* den faden Kompromiss, der dem Jäger-Schnitzel als hybridem Unding zwischen der feudalen Freiheit des Jagens und der sich kleinbürgerlich globalisierenden Logik des bloßen Sattseins innewohnt. Familiengeschichtlich selbst in dieser Spannung zwischen aristokratischer und bürgerlicher Herkunft eingebettet, geht es Hans-Dieters damaliger anarchistischer Utopie letztlich um den Vorschein künftiger Möglichkeiten des Vergangenen.

Insoweit kulturelle Gebilde ihrer ehemaligen Herrschaftsfunktion beraubt sind - es können technische Geräte, großbürgerliche Wohnungen oder eben Geschmacksurteile sein - , eröffnet ihre Nutzlosigkeit ein interesseloses Wohlgefallen im Sinne Kants, von dem ausgehend neue Spielräume sich erkunden lassen. Im Sinne dieses, auch noch für das Spätwerk Hans-Dieters gültigen Axioms situiert sich sein analytisches Vorgehen.

In der *Metaphysik der Speisekarte* heißt es: *“Hunger ist der schlechteste Koch, denn der Magen hat keinen Geschmack, weil er nur innen isst. Aber der Appetit soll nicht das Schmecken antizipieren, sondern nur allgemeines Meßgerät sein. Gesundheit, vielmehr: Leistungsfähigkeit,*

*Arbeit und Sparsamkeit sind die drei Tugenden, durch die Ernährung zum medizinisch-wissenschaftlichen Objekt geworden ist. Aber diese Verwissenschaftlichung hat nicht nur Geruchs- und Geschmackssinn als anarchische Zufälligkeit verworfen; sie hat außerdem eine Nahrungsverordnung erlassen, die die alten Hierarchien auf den rationalsten Nenner bringen konnte.” (S. 27)*

Aber – trotz der schlechten Unendlichkeit des faden Geschmacks zwischen Kassler Rippchen und Jägerschnitzel, an dem Hans-Dieter ja vor allem die geruchlosen Dosenpilze irritierten – galt es damals, Bloch getreu, das utopische Moment in der Kritik nicht zu vergessen: *“Wilde Jagd und Geschlechtslust, in denen der Geruch noch erkennendes Urteil war, sind so sehr züchtigem Gebot unterstellt worden, daß die Sprache zur Bezeichnung von Gerüchen nur Vergleiche verwenden durfte, um das Gemeinte nicht direkt auszusprechen. Dieses Gebot aber hat der Geruch stets mit den Göttern verbunden, die nur auf dem Umweg angesprochen wurden. Mit der Diffamierung des Riechens war der Genuß verbannt. [Aber] Wer das Wittern nicht verlernt hat, spürt das Angenehmere bereits in der Nase.” (S. 40/41)*

Diese Kunst des Witterns nun führte Hans-Dieter – Jahre nach diesem Radio-Essay – in die besten Lokale zwischen Bayreuth und Palermo, also in einer Zeit, in der er sich mit der Professur in Mailand und dann in Wien (80er Jahren), den Michelin- und den Varta-Führer, genauer: die dort empfohlenen Lokale leisten konnte.

Aber seine Spürnase sublimierte sich stets auch zu einer philosophischen. Nach der seine technikphilosophische ‚Wende‘ eröffnenden Studie *“Zur Kritik der politischen Technologie”* von 1970, in der sich eine noch heute wegweisende kritische Auseinandersetzung mit Herbert Marcuse und Jürgen Habermas findet und damals meine ‚Bibel‘ wurde, erschien 1983 das monumentale Werk *Über den Umgang mit Maschinen*. Es ist ein voluminöses Buch von über 500 Seiten. Bevor es - auch wegen produktiver und bisweilen selbstquälerischer Zweifel - publiziert werden konnte, waren in den Jahren 1974 bis 1983 - von Fischerhude bei Bremen ausgehend - zahllose Exkursionen zu den verschiedensten (funktionslos gewordenen) Mühl- und Mahlwerken nötig gewesen; aber auch Reisen zu den fortschrittlichsten Automationsanlagen und Öltraffinerien, kontrastiert mit mehrtägigen Aufenthalten in barocken Klöstern - etwa in dem Stift Altenburg in Österreich (wo noch 1976 Sängerknaben von homoerotischen Benediktiner - Mönchen nicht nur in die platonisch gefärbte Liebe zwischen Männern sondern auch in die schweinsledergebundene, barocke Hausväterliteratur über Ökonomie und Technik eingewiesen wurden). Warum all dies, und wieso weiß ich, sein damals Jahre lange unbezahlter Quasi-Assistent, von diesen Exkursionen?

Nun, es ging Hans-Dieter, wie oben bereits erwähnt, darum, daß eine jede Philosophie, will sie nach Hegel dessen unhintergehbaren Anspruch bewahren, nämlich durch die erfahrungsgesättigte *Phänomenologie der Erfahrung* hindurchgehen zu müssen, bevor man systematische Aussagen über den Stand der Dinge, hegelisch formuliert: *über ihre Zeit, in Gedanken gefaßt*, wagen darf, sich in die Betrachtung der Dinge und ihres Funktionierens versenken sollte.

Wahlverwandt mit dem Grundgedanken Edmund Husserls, *zurück zu den Sachen*, so wie sich zeigen (phänomena), gehen zu müssen, ist das Maschinenbuch also zweierlei: erstens ein Durchdenken der Geschichte der Maschinen und Techniken selbst - von Heron v. Alexandrien über Vitruv, Alberti, Leupold bis zu den *künstlichen Maschinen*, versammelt man unter ihrem Begriff sowohl die barocken Spielautomaten wie die großindustriellen Roboter; sodann ist das umfangreiche Werk auch eine kritische Reflexion der Technik- und Maschinenbegriffe, die

nämlich darunter ‚leiden‘, daß sie bisher nur in einem entweder bloß instrumentellen oder bloß anthropologischem Schema kategorial gefaßt wurden.

Hans-Dieter wäre nicht Hans-Dieter, würde er nicht auch mit diesem Buch das tertium datur einer Philosophie des Technischen entwerfen: Maschinen sind nicht kausal reduzierbare ‚Spreng- und Sprungmaschinen‘, will sagen: sie prozessieren als Inbegriff einer Verstellungskunst jenseits des Mittel-Zweck-Horizonts. Gewährsmann für die tänzerische Liebe der Maschinen und *Machinationen* (so der Titel eines weiteren, in einem unmittelbaren Dialog mit dem Bildhauer Michael Schulze entstandenen Buches über den *Fährtenwechsel zwischen Philosophie und Kunst* von 1986) ist neben Jean Paul und E.T.A. Hoffmann natürlich auch Heinrich v. Kleist, dessen *Marionettentheater* Hans-Dieter unter technikphilosophischem Vorzeichen neu gelesen hat: *“Kleist spricht vom Unendlichen weder im Bild des Kreises noch in jenem der Linie. Er spricht vielmehr vom Punkt einer Durchkreuzung, einer Begegnung zwischen Menschen und Maschinen, die aus dem Offenen, dem Versuch, der Versuchung überhaupt, plötzlich wiederkehrt, weil sie in diesem Suchen wiedergeholt wird. Von welcher Verführung, von welchem experimentum machinarum ist hier die Rede; von einem, das zur “Unschuld” [Kleist] verführt?”* (S. 495-496).

Eine wie immer auch vorläufige Antwort auf diese Frage, verehrte Gäste, finden Sie in diesem Buch, das ich in meinen eigenen Seminaren nicht selten den Studenten der Lektüre empfehle, nicht nur wegen seines philosophischen Sachgehalts, sondern wegen seiner gegenstandsversessenen Genauigkeit, die sich einer denkerischen Tugend verdankt, die an vielen Universitäten zu verschwinden droht.

Nicht weniger marginal geworden scheint in den letzten Jahren die Kunst und Geduld, ‚dicke‘ Bücher zu lesen. Nehmen wir das Thema der Zeit und des Raums. In den letzten 15 Jahren ist viel Wichtiges, Neues dazu geschrieben worden. Aber auch viel Epigonales. Letzteres wird eher konsumiert, Umfassendes und Erhellendes schon seltener. Einige von Ihnen wissen, worauf ich zusteure: das letzte, umfassende Werk von Hans-Dieter, *Die Sprache des Gastes. Eine Metaethik* (1994), hat bisher nicht die breite Rezeption gefunden, die es verdient. Und doch findet sich in diesem Buch wie schon im Maschinenbuch jener lange Atem, dessen es bedarf, um das noch Ungedachte freizusetzen. Gewiß, einige Passagen in dem Buch hätten gekürzt werden können, ohne Substanzverlust; aber, achtet man auf die kompositorische Logik des Buches, die aus Umwegen besteht, um dem ‚Gast‘ auch in kategorialer Hinsicht gerecht zu werden, dann wird deutlich: Der Begriff des Gastes oder der Gastlichkeit, der den Blochschen Gedanken des Nicht-Ortes der Utopie beerbt, entzieht sich der allzu vertrauten Opposition des Eigenen und Fremden, einem Schema, das ihn vergeblich zu identifizieren versuchte. Seine Unheimlichkeit und Unheimatlichkeit ist nur nomadologisch zu situieren. Doch Vorsicht ist auch hier geboten: Eben weil diese Bestimmung wiederum sich so schnell daher sagt, etwa in den durchaus sympathischen, weil bejahenden Erfindungen des *Anti-Ödipus* von Deleuze und Guattari, wird Hans-Dieter skeptisch, bis zur Unduldsamkeit.

Läßt sich das veränderungsoffene Werden der Nomaden so einfach *leben*, läßt es sich als lebensphilosophisches Programm gemeinschaftlich verkörpern? Wäre dies in einem verfügungsstolzen Sinne möglich, dann – so Hans-Dieter – wäre das Gastliche angeeignet, wieder zum Eigenen, Verfügbaren gewordenen und seine Fremdheit wäre eine nur aufgeschobene – so wie eine touristische Wildnis, die *als* identifizierte Wildnis eben keine mehr wäre. Das der Gast sich wie die Zeit und der Raum seiner eigenen Bestimmung entziehen muß, um als solcher bewahrt zu werden, ist die grandiose Entdeckung, die das Buch uns zu denken gibt. Wie gewohnt, faßt Hans-Dieter zunächst alle vor ihm geschriebenen Zeit-Raum-Theorien zusammen, um ihre Aporie zu situieren: *“Die neuzeitliche Verwerfung des offenen als eines nur*

*„leeren‘ Raumes hat [...] zu jener folgenreichen Indifferenzierung geführt, worin das Problem des Raumes auf eines des Räumlichen – als res extensa, ens imaginarium oder symbolische Dimension – reduziert wurde. Damit wurde nicht nur das Problem einer Endlichkeit offener Orte und Richtungen mit dem einer stets schon überschreitbaren Begrenztheit von Plätzen und Wegen gleichgesetzt; im Vorrang einer Zeitlichkeit räumlicher Erschließungen und Orientierungen blieb vielmehr das Phantasma eines omnipräsenten Zeitraums, ‚worin‘ alles geschehe, der unbefragte Horizont, der immer auch schon in die Nichtigkeit seiner Leere umschlug. In der ‚Überfüllung‘ eines verräumlichten Raumes ist dann in der Tat kein Platz mehr frei, und jede Bewegung – ob wirkliche, imaginäre oder symbolische – vollzieht sich nur noch als ‚Ein-räumen des Eigenen durch Aus-räumen des Anderen‘“ (S. 370).*

Man muß diese Sätze zweimal lesen – und genießen. Tut man dies, wird eine ungeheuerliche Brisanz dieses philosophischen Gedankens als eines zugleich politischen klar: Es geht bei dem Zeit-Raum-Problem (um mich ausnahmsweise selbst zu zitieren) nicht zuletzt um eine noch zu findende ‚anamnetische Kultur des Erinnerns‘, die nur fragmentarisch und sich selbst unterbrechend sein kann, will sie dem aporetischen Erzählen traumatischer Wunden gerecht werden. Denn jedes - wie immer auch zu ‚gestaltendes‘ Erinnern - ist ‚nach‘ Auschwitz auch ein Erinnern daran, daß wir nicht nur vergessen, sondern oftmals vergessen, daß wir vergessen (J. F. Lyotard). Eben deshalb hat es die Topographie dieses Gedächtnisses mit unsichtbaren Einschnitten, mit der Unzugänglichkeit des ‚offenen Raumes‘ (Bahr) zu tun. Und nicht von ungefähr orientiert deshalb Daniel Libeskind seinen zickzacklinienartig konstruierten Bau des Jüdischen Museums in Berlin nach dem heuristischen Begriff der ‚voided voids‘, der ‚entleerten Leeren‘.

Markiert werden soll damit, daß die Architektur dieser gleichwohl ‚gebauten‘ und nicht nur gedachten Leere (deren Entwurf bezeichnenderweise ‚between the lines‘ hieß) das unverfügbare und unverfügbare Gedächtnis der Shoah bewahren soll; und zwar so, daß im Feld des Sichtbaren die Scheidelinien der Undarstellbarkeit den Erinnerungsraum durchziehen. Im Gespräch mit Jacques Derrida sagte Libeskind dazu knapp und treffend: “Was man als Architekt in diesem Fall zu tun hat, ist, zu verhindern, daß die Leere sich füllt.” (Radix-Matrix. Architekturen und Schriften v. Daniel Libeskind, 1994. S. 119; vgl dazu auch G. C. Tholen, Der Ort des Raums. Heideggers Kant-Lektüre und ihre Aktualität, Kassel 1998 (homepage) und G. C. Tholen/E. Weber, Über das Vergessen (e). Anamnesen des Undarstellbaren, Wien 1997)

Hans Dieter wiederum, und damit übergebe ich endlich den Gästen das Wort, hat diesen zuletzt beschriebenen Gedanken als das Gesetz des Gastes wie folgt formuliert:

*“[...] ohne die eröffnende Sprache des Gastes käme gerade das Gesetz der Sprache niemals zur Sprache, weil es lückenlos bliebe. Das Gesetz der Sprache ist selbst Gast eines offenen Sprachraumes, der nicht aufhört, nicht zur Bedeutung zu kommen. Und diese Aussage enthält keine Verneinung der Verneinung, die schon zur Bejahung zurückkehrt: sie erneint den offenen Raum des Gastes.” (S. 445)*

Reden wir nun aneinander vorbei – und genießen dabei, solange der Vorrat reicht, jenen Wein, ohne den auch das erwähnte Gastmahl des Trimalchio in Fellinis Satyricon keine würdige Nacherzählung in Gestalt filmischer Sinneslust gefunden hätte.